

Als Diplomat nach London Sich an die geheime Sache, den Ägyptischen Plan, zu erinnern wurde unausweichlich, als Leibniz am 21. November (1672) erfuhr, dass eine diplomatische Abordnung seines Mainzer Kurfürsten sich seit fünf Tagen in Paris aufhielt. Ihr Leiter war Obermarschall v. Schönborn, der Neffe des Kurfürsten und Schwiegersohn Boineburgs. Er sollte dem französischen König zu Friedensverhandlungen mit den Niederlanden raten. Seit fünf Tagen war er hier, und der Obermarschall hatte nicht nach ihm schicken lassen! Das konnte nichts Gutes bedeuten. Leibniz wird sein schrecklich schlechtes Gewissen wieder gespürt haben. Ein halbes Jahr lebte er schon in Paris, und nichts, gar nichts hatte er in dieser geheimen Angelegenheit unternommen.

Doch schon bald verabedete sich Melchior Friedrich von Schönborn mit Leibniz und berichtete ihm, er habe vom Kurfürsten nicht ausdrücklich den Auftrag bekommen, dem König den (echten) Ägypti-

schen Plan, soweit er ihn kannte, vorzutragen, doch sei ihm das freigestellt. Man kann sich gut vorstellen, wie dem verhinderten Laien-Diplomaten Leibniz ein Stein vom Herzen gefallen sein muss. Nun sollte also ein anderer, der besser mit Ämtern und Würden ausgestattet war, den Auftrag übernehmen. Als der Obermarschall von weiteren Gesprächen in Versailles erzählte, war Leibniz aber recht unzufrieden. In der Note, die Schönborn zu überreichen hatte, war doch ausdrücklich gefordert worden, dass die Christen gegen die Türken zusammenstehen! Daraus hätte der Überbringer, meint Leibniz, weit mehr machen können.

Nun, wo er selbst den Ägyptischen Plan nicht mehr betreiben muss, wird er mutig, setzt sich hin und entwirft auf Französisch eine Rede, die der Obermarschall das nächste Mal doch bitte vor dem König halten soll. Er müsse, steht da, vor allem auf den unaussprechlichen Nutzen hinweisen, der sich ergäbe, wenn Frankreich die Waffen anderswohin wenden wollte als gegen Holland. Die jetzigen Unternehmungen des Königs seien gefährlich, höchste Ehre sei so nicht zu erlangen. Wer die Grenzen seines Landes zu erweitern trachte, werde im Verdacht stehen, nicht der Ruhm, sondern kleine Begehrlichkeiten seien der Antrieb seines Handelns. Damit werde sich der König ganz Europa zum Feind machen. Auch der Kurfürst von Mainz werde es nicht mehr verhindern können, dass sich die Fürsten des Reiches gegen Frankreich verbündeten, wenn der König wirklich die militärischen Schlüsselstellungen Deutschlands in seine Gewalt bekommen wolle.

Von diesen guten Ratschlägen hat der Obermarschall wohl doch lieber keinen Gebrauch gemacht. Beide verband aber etwas anderes. Schönborn hatte seinen jungen Schwager mitgebracht, den Sohn Boineburgs, der, so war es mit dessen Vater verabredet, bald in Leibnizens Obhut übergeben wurde, um unter dessen Aufsicht hier in Paris zu studieren.

Ende Dezember (1672) erfuhr Leibniz durch Melchior Friedrich von Schönborn, dass die Friedensmission gescheitert war. Der König hatte Bedingungen gestellt, die nicht zu erfüllen waren, unter anderem, dass zunächst das deutsche Reich abzurüsten habe. Am folgenden Tag erhielt Leibniz eine noch schlimmere Nachricht: Eine Woche zuvor war sein Mentor und Förderer Boineburg, erst fünfzigjährig, gestorben. Ein hoher französischer Diplomat, der gerade in Mainz war, hatte den Tod Boineburgs für so wichtig gehalten, dass er ihn durch Sonderkurier sei-

nem Aussenministerium hatte melden lassen. Pomponne seinerseits unterrichtete sofort den Schwiegersohn des Verstorbenen, Obermarschall von Schönborn. Von ihm hörte Leibniz die traurige Nachricht und schrieb gleich, noch vom ersten Schmerz ergriffen, an die Witwe. Der Brief zeigt, wie gross seine Verehrung für den – trotz aller Fehler und Schwächen – gewiss eindrucksvollen Mann gewesen ist. Auch jetzt wollten in Mainz die Gerüchte nicht verstummen, Boineburg habe im Dienst der Franzosen gestanden. Der französische Botschafter sah sich genötigt, der Witwe den Schutz seines Landes anzubieten.

Der Mainzer Kurfürst wies seinen Obermarschall an, nach England zu fahren, um dort für den Frieden mit Holland zu werben. Als Leibniz davon hörte, bat er, mitkommen zu dürfen, wollte er doch schon lange die Royal Society besuchen, um sich den dortigen Gelehrten persönlich vorzustellen. Ausserdem war er vom verstorbenen Boineburg darin früh bestärkt worden, denn der hatte sich gewünscht, sein Adlatus sollte auch in London für ihn Geldforderungen eintreiben. Schönborn kannte diesen alten Wunsch seines Schwiegervaters, und so nahm er offiziell den Mainzer Hofrat Gottfried Wilhelm Leibniz als seinen diplomatischen Ratgeber mit nach London.

Es traf sich gut, dass kurz vor dem Aufbruch nach England das hölzerne Modell der Rechenmaschine so weit gediehen war, dass man schon seine Funktion erkennen konnte. Zurückblickend auf die erste Zeit in Paris stöhnte Leibniz nun, er habe «das Modell wohl 100 mal verändert, und wohl ein dreiviertel Jahr daran gearbeitet». Tatsächlich hatte er in der Werkstätte selbst oft mit Hand angelegt, wie es vor ihm auch Pascal bei seiner Maschine getan hatte, und das war auch nötig gewesen, weil Zeichnungen damals nicht üblich waren und man seine Anweisungen mündlich erteilen musste. Durch Augenschein hatte er dabei gelernt, wie viel vorteilhafter es war, sich zunächst auf dreistellige Zahlen zu beschränken. Von der Staffelwalze, die er erfunden hatte, um die Anzahl der Zähne veränderlich zu halten, gab es nur eine vorläufige Form.

Die Maschine wurde mit einer Handkurbel angetrieben, die Leibniz nun scherzhaft als «Tournebroche», als Bratenwender, bezeichnete. Ein Mechanismus lief mit und zählte dessen Umdrehungen. Das war auch nötig, denn das Multiplizieren musste noch umgangen und ersetzt werden durch häufiges Addieren. Das gängige Beispiel bei Proben war «24 x 365». Diese Multiplikation erreichte man, indem man die 365 ein-

fach 23 mal hinzuzählte (also den Bratenwender ebenso oft drehte). Theoretisch hätte man auf die gleiche Weise auch dividieren können, indem man die Kurbel einfach andersherum drehte, das wollte aber noch nicht gehen. Christiaan Huygens war trotzdem schon recht beeindruckt. Am 14. Januar 1673 hat er seinem Schützling eine Art Empfehlungsschreiben ausgestellt, in dem er die Rechenmaschine ein aussichtsreiches Projekt nannte. Leibniz konnte hoffen, auch in London damit Eindruck zu machen.

Aber er reiste ja auch als Diplomat. Natürlich hat er sich, wie es seine Gewohnheit war, auf diese Aufgabe schriftlich vorbereitet. Diesmal sind die (deutsch verfassten) Stichworte allerdings recht kurz: Man könne England, notierte er, klarmachen, dass es Grund habe, deutsche Friedensvermittlungen zu fördern, schon weil ihm am Handel mit Deutschland gelegen sein müsse. Um den Warenaustausch zu beleben, sollen Verträge über die Einfuhr von Kolonialwaren (etwa Zucker) und englischen Stoffen angestrebt werden («so ist Tuch eine der besten Waren, so England giebt, wegen seiner guthen Wolle»). Im Gegenzug will er England mit deutschen Weinen versorgt wissen, damit Frankreich aus dem Geschäft gedrängt wird. Gedacht ist ebenfalls an den Export von Eisen und Getreide oder «Augsburger und Nurnberger Waren, und anderen Manufacturen, dazu die Engländer zu faul seyn, und sich der Franzosen bedienen». England und Deutschland ergänzten sich, meint Leibniz, und könnten erreichen, dass «Franckreich, so die ganze Welt bannen will, die Flügel beschnitten werden».

Mitten im Januar reiste die kleine Delegation ab. Das kostbarste Gut, das Modell zu einer Rechenmaschine, war gewiss besonders sorgfältig verpackt worden. In Calais mussten die Reisenden vor der Überfahrt drei Tage darauf warten, dass sich ein Sturm legte. Am 24. Januar (1673) kamen sie in Dover an, drei Tage später in London. Die diplomatischen Pflichten gingen vor, doch sobald Leibniz es einrichten konnte, meldete er sich beim Sekretär der Royal Society, Heinrich Oldenburg, einem gebürtigen Bremer. Vor bald zwei Jahren hatte Leibniz zwei Aufsätze, die miteinander zusammenhingen, verfasst und den ersten nach Paris, den zweiten nach London geschickt. Diese zweite Schrift (Hypothesis physica nova ...) hatte im April 1671 in einer Sitzung der Royal Society zu Auseinandersetzungen geführt. Das Echo war somit durchaus noch lebhafter gewesen als das der anderen Schrift, die nach Paris gegangen war. Man hatte hier in London sogar die Einsetzung ei-

nes Ausschusses beschlossen. Der bedeutende Mathematiker John Wallis hatte sich recht wohlwollend geäussert, wohingegen Robert Hooke die Leibnizsche Schrift mit grosser Empörung abgelehnt hatte. Eine Sammlung der Gutachten, verfasst von mehreren Mitgliedern, hatte Oldenburg Anfang August 1671 an Leibniz geschickt. Dass die Schrift umstritten war, zeigte nur ihre Bedeutung, daher hatte Oldenburg seinem Landsmann die Ehre erwiesen, sie in London noch einmal drucken zu lassen.

Endlich betrat Leibniz nun die Räume der Royal Society. Oldenburg begrüsst ihn hoch erfreut und lud den Gast gleich zur nächsten routinemässigen Zusammenkunft der in London ansässigen Mitglieder ein, die schon eine Woche später, am 1. Februar (1673), stattfinden sollte. Leibniz brauchte nur zu erwähnen, was er mitgebracht hatte, da forderte ihn der Sekretär auf, doch bitte schon auf dieser nächsten Sitzung sein Holzmodell vorzuführen. Der Erfinder wird gewusst haben, dass an diesem Abend viel auf dem Spiel stand. Den versammelten Herren erklärte er das Modell auf lateinisch, und es gelang ihm offenbar, seine Ideen anschaulich vorzustellen. Das Protokoll vermerkt, Leibniz habe das Angekündigte anschliessend «durch eine Probe bestätigt», aber eingeräumt, das Instrument sei noch unvollkommen. Vorgeführt wurde $105 \text{ plus } 35$ sowie $42 \text{ mal } 3$, wobei jedoch die Kurbel blockierte, wofür Leibniz sich entschuldigte.

Die hochgelehrten Herren hatten es nicht an Aufmerksamkeit, ja Neugier fehlen lassen, aber wie üblich war es der Mathematiker und Physiker Robert Hooke, der, als die Vorführung vorüber war, am lebhaftesten sprach, und zwar gegen Leibniz. Er war ja auch schon vor bald zwei Jahren voll scharfer Ablehnung gegen seine Ideen gewesen – doch so kannte man ihn. Meist konnte er es schlecht ertragen, wenn andere eine Erfindung gemacht hatten, und behauptete dann, selbst schon Ähnliches oder gar Besseres entwickelt zu haben. Immerhin war seine Wissbegier gross genug, das Modell von allen Seiten noch einmal zu besehen, und am liebsten hätte er es Teil für Teil auseinandergenommen, wie Leibniz sich noch im Alter gern erinnerte. Im Protokoll steht abschliessend: Leibniz habe angekündigt, er werde seinem Mechaniker in Paris den Auftrag geben, ein vollständiges Exemplar für die Societät anzufertigen. Die Mitglieder bedankten sich und nahmen dieses Versprechen als ein Zeichen des Respekts und der Grosszügigkeit ihres jungen Gastes.

Man ging zum nächsten Tagesordnungspunkt über, Thema war das Spiegelteleskop, das Isaac Newton, Professor in Cambridge, erfunden hatte. Newton war nicht anwesend, jedoch seit dem Vorjahr Mitglied der Royal Society, hatte nur noch an keiner Sitzung teilgenommen (darin war ihm Leibniz, obwohl etwas jünger, nun voraus), aber er war der aufgehende Stern am Himmel der Wissenschaft. Wieder war es Robert Hooke, der sprach, und er trug – wie immer – eine starke Polemik gegen die neue Erfindung vor.

Auch an der nächsten Zusammenkunft der Londoner Mitglieder, die wie üblich eine Woche später, am 8. Februar, stattfand, durfte Leibniz teilnehmen. Und bald widerfuhr ihm, wieder durch Oldenburgs Vermittlung, die Ehre, bei dem ersten Chemiker des Landes, Robert Boyle, eingeladen zu sein, einem Privatgelehrten von 45 Jahren, der zu den Gründern der Royal Society gehörte. Er war der Sohn eines Grafen, der sich zum reichsten Mann im Vereinigten Königreich gemacht hatte, lehnte für sich selbst aber alle Ehrungen ab und war das einzige Mitglied der Familie, das kein Amt ausübte und nicht geadelt worden war. Mit Boyles Gedanken hatte sich Leibniz, auf mehrfaches Drängen von Oldenburg hin, schon 1671 beschäftigt, und er wusste daher, dass Boyle ungeheuer viele Arbeiten veröffentlicht hatte, in denen es meist etwas ungeordnet zuing. Noch mehr als das Schreiben aber liebte er die Experimente in seinem Labor, in dem er freilich wegen seiner schwachen Augen andere für sich arbeiten lassen musste. Die erste Pumpe etwa, mit der er berühmt geworden war, hatte der jetzt so griesgrämige Robert Hooke, den er als bezahlten Gehilfen angenommen hatte, für ihn gebaut. Boyle hatte auch als Erster die Luft wiegen lassen, und er hatte entdeckt, dass Flüssigkeiten unter Vakuum früher sieden.

Als Leibniz, wohl zusammen mit Oldenburg und anderen Gästen, aus London auf das Landgut des Grossgrundbesitzers hinausfuhr, wird er besonders gespannt gewesen sein auf das dortige chemische Laboratorium. Durch seine äusserst vielseitigen Experimente galt Robert Boyle als der Begründer der wissenschaftlichen Chemie. Im Jahre 1661 war sein Hauptwerk *«The Sceptical Chymist»* erschienen, in dem er berichtete, wie er alte Behauptungen aus der Chemie oder Alchemie im Experiment überprüft und das meiste ausgeschieden hatte. Nun war die Kutsche auf dem Gut angekommen, und der Hausherr trat seinen Gästen entgegen, ein Mann von grosser Gestalt, mager, das Gesicht bleich und knochig. Man bemerkte gleich sein Augenleiden, das ihn zwang,

sogar beim Schreiben und Lesen oft die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen. Er zeigte, so können wir uns denken, seinen Gästen dennoch das ausgedehnte Anwesen und erwies sich dabei als spleeniger Landadliger, der erzählte, wie er mit seinem Spaniel gern die Wiesen und Felder durchstreifte, angeln ging oder sich nur dem Philosophieren und Träumen hingab. Dieser Junggeselle regelte alles recht genau, er lebte nach einer ausgeklügelten Diät und stimmte seine Kleidung nach strengen Prinzipien auf die Wärme des Raumes und seines Körpers ab, die er beide ständig mit Thermometern überprüfte.

Wie erhofft, zeigte Boyle seinen Gästen auch das Labor, er blieb aber recht wortkarg, wenn Leibniz oder andere eine Frage hatten, und mochte die meisten seiner Versuche nicht näher erläutern. Einer seiner Gehilfen namens Schloer erwies sich als Deutscher, und Leibniz suchte mit ihm ins Gespräch zu kommen, aber er gab sich sehr beschäftigt und erwies sich am Ende als ebenso verschwiegen wie sein Herr.

An der anschliessenden Abendunterhaltung nahm auch der bedeutende Mathematiker John Pell teil, damals bereits leberleidend, von Natur aus ein verschlossener Charakter und nur schwer zu Andeutungen über seine eigenen Methoden zu bewegen. Leibniz ergriff, als man ihn gefragt hatte, woran er gerade arbeite, gern die Gelegenheit, nun – nach dem Erfolg mit der Rechenmaschine – sein anderes Renommierstück vorzuführen, nämlich die neue Formel zur Berechnung von Reihen, mit der er schon Christiaan Huygens verblüfft hatte. Er sprach mit ein wenig Stolz, ja mit Eifer, und er konnte durchaus, wenn er selbst begeistert war, andere Menschen für sich und sein Thema gewinnen. Nach dem kleinen Vortrag entstand eine Pause. Besonders kritisch zugehört hatte ihm offenbar John Pell, der auch an diesem Abend kränklich und misstrauisch wirkte. Er konnte seine Sachen nicht so gut vortragen, war jedoch ein vorzüglicher Kenner der ganzen einschlägigen Literatur. Dem grämlichen und beinahe schwermütigen Sechzigjährigen war der junge, lebhaft Deutsche offenbar nicht ganz sympathisch.

Pell sagte: Dass Leibniz, der schliesslich in Paris lebe, die englischen Arbeiten nicht kenne, wolle er ihm nicht vorwerfen, aber was er da soeben über Reihen vorgetragen habe, das sei doch auch für jemanden nichts Neues, der nur die französische Literatur kenne, denn François Regnauld in Lyon habe das erfunden und Mouton habe es mitgeteilt in seinem Buch über den scheinbaren Durchmesser von Sonne und Mond. Wieder entstand eine Pause. Zwar wussten alle Anwesenden,

dass Pell leicht zur Stelle war mit abfälligen Äusserungen, aber die Peinlichkeit war dennoch gross. Dieser Tadel hatte so geklungen, als wollte John Pell dem Gast damit unterstellen, seine Quelle nicht genannt und anderer Leute Entdeckung für die eigene ausgegeben zu haben. Leibniz konnte nicht viel erwidern, denn er hatte keine Handhabe, sich zu verteidigen, und mochte sich schon gar nicht auf Christiaan Huygens und dessen Bewunderung berufen, um ihn nicht mit hineinzuziehen. Sollte er offen sagen, dass er ein Anfänger war? Er kannte die erwähnte Arbeit wirklich nicht, aber diese Unkenntnis war kaum zu beweisen. Und selbst wenn man sie ihm glauben würde, war er in Verlegenheit, denn in jedem Fall hatte er sich leichtfertig und voreilig als Entdecker gefühlt.

Heinrich Oldenburg, als dessen Schützling Leibniz hier sass, war sehr unglücklich. Es mag sein, dass der Hausherr Robert Boyle zum Guten geredet hat, immerhin war er ein menschenfreundlicher, toleranter Herr. Vielleicht hat Leibniz an diesem Abend auch schon die religiösen Gedanken des grossen Chemikers kennengelernt, die er jedenfalls drei Jahre später ausführlich studieren und als ihm verwandt empfinden wird. Boyle ging es um die schlichte Liebe zu Gott und um die Abwehr einer bloss mechanistischen Deutung der Welt. Er war durchaus fromm, suchte Gott aber in der Natur und lehnte religiöse Spitzfindigkeiten und Streitereien ab. In Robert Boyle ist Leibniz also an diesem Abend ein wahrhaft gleichgesinnter Geist begegnet.

Am folgenden Tag ging Leibniz, immer noch bedrückt und erschüttert, gleich in die Bibliothek der Royal Society und sah in Moutons Buch nach. John Pell hatte Recht. In seiner Not besprach er sich mit Heinrich Oldenburg und bekam den Rat, über den Vorfall eine schriftliche Ehrenerklärung in eigener Sache abzugeben und sie bei der Royal Society zu hinterlegen. Verfasst hat Leibniz sie in Eile und ohne in seinen schriftlichen Unterlagen nachzusehen. Entweder konnte er die Aufzeichnungen über seine Arbeiten im Gepäck nicht finden, oder er hatte sie doch in Paris gelassen. Als er beschreiben wollte, was er auch jetzt noch als eigene Entdeckung ansah, verliess er sich jedenfalls auf sein Gedächtnis, und das war in mathematischen Dingen nicht gut. In seiner Erklärung nennt er daher ein Reihen-Bildungsgesetz, von dem er beteuert, dass es sich weder bei Regnauld noch bei Blaise Pascal finde, weswegen er es als eigene Leistung in Anspruch nehmen dürfe. Als das Schriftstück fertig war, wurde es von Heinrich Oldenburg durchgesehen, für ausreichend befunden und zu den Akten gelegt.

Zwar war mit dieser Erklärung der Fauxpas zunächst ausgeräumt, aber drei Jahrzehnte später, als die Engländer Leibniz vorwarfen, seine grösste mathematische Entdeckung heimlich bei Isaac Newton abgeschrieben zu haben, hat man auch seine frühere Ehrenerklärung hervorgeholt und entdeckt, dass Leibniz hier eine falsche Angabe gemacht hatte. In Wirklichkeit ist bei beiden französischen Autoren, auf die Leibniz verwies, das bereits zu finden, was er als eigene Entdeckung beanspruchte. Daraus war nun leicht der Vorwurf zu begründen, Leibniz habe die Engländer schon früher täuschen wollen. Als alter Mann hat er nur zu entgegnen gewusst, man könne an diesem Fehler eben sehen, wie wenig er damals von Mathematik verstanden habe; selbst die Quellen, auf deren Kenntnis er sich ausdrücklich berufen habe, seien von ihm wohl weniger studiert als überflogen worden.

Auch wenn Heinrich Oldenburg den Vorfall für beigelegt hielt, fand er es doch besser, Leibniz zur nächsten Sitzung der Royal Society, die eine Woche später, am 15. Februar (1673), stattfand, nicht wieder einzuladen. Während der Sitzung äusserte sich der ewige Nörgler Robert Hooke noch einmal über das Leibnizsche Modell einer Rechenmaschine, wertete es erneut ab und stellte eine eigene Konzeption in Aussicht. Immerhin scheint er damit so viel Eindruck gemacht zu haben, dass Oldenburg seinem Schützling, den er gleich über den Verlauf der Sitzung unterrichtete, dringend riet, bald ein funktionstüchtiges Modell nach London zu schicken, um wenigstens auf diesem Gebiet die Erwartungen zu erfüllen und seine Gegner zu widerlegen. Das hat Leibniz auch fest versprochen. Trotz aller Niederlagen wagte er die Frage, ob er sich um die Aufnahme in die Royal Society bewerben dürfe. Offenbar hat Oldenburg zugestimmt, ihn vielleicht sogar ermuntert, jedenfalls war er zugegen, als Leibniz am 20. Februar das Aufnahmege-such entwarf.

Zu den politischen Pflichten, die Leibniz in London zu erfüllen hatte, scheint gehört zu haben, sich einem alten Studienkollegen, dem Wirtschaftsagenten Wilhelm Freiherr von Schroeder (auch Schroetter oder Schröter geschrieben), zu nähern, von dem bekannt war, dass er für den österreichischen Geheimdienst arbeitete. Da man in Mainz glaubte, er werde nach Wien auch über Schönborn berichten, und die eigene Politik in schlechtes Licht gerückt sah, sollte Leibniz diese Berichte verhindern oder zum Guten beeinflussen. Erreicht hat er bei Schroeder leider nichts, vielmehr stellte dieser Agent in seinen Mel-

dungen nach Wien tatsächlich die Mainzer Delegation als eine Gefahr und Schande für das Reich hin. Schönborn sei, berichtete er, durch französische Geschenke bestochen und rede ständig von der Überlegenheit Frankreichs. Diese Behauptungen waren für Mainz gefährlich, denn sie beschädigten das Ansehen des Kurfürsten.

Es ist zu vermuten, dass Schroeder sich mit diesen Alarmnachrichten in Wien unentbehrlich machen wollte, denn je aufregender seine Meldungen klangen, desto mehr durfte er auf gutes Honorar rechnen. Er war eine undurchsichtige Person und hatte sich dem englischen König auch schon als Goldmacher angedient. Leibniz, dem es im direkten Gespräch nicht gelungen war, den Agenten zu beeinflussen oder gar umzudrehen, wandte sich an dessen Gehilfen Georg Karl Briegell, der sich in London angeblich als Student aufhielt. Er war, vermutlich gegen gutes Geld, bereit, seinerseits als Agent zu arbeiten und wiederum seinen Herrn zu bespitzeln. Eine Zeitlang hat er Leibniz mit Abschriften der Geheimberichte Schroeders versehen, und diese verschwiegene Post lief auch noch weiter, als Leibniz schon wieder in Paris lebte. Immerhin war man nun in Mainz über das Treiben Schroeders gut im Bilde. Ob Leibniz einen Auftrag dazu hatte oder von sich aus auf die Idee gekommen ist, gegen Geld einen Spitzel anzuwerben, ist nicht klar. Ohne Zweifel hatte er jedoch in Mainz gelernt, wie man so etwas macht, denn gerade an einem kleinen Hof wie diesem war jede Kabale oder Intrige üblich, gehörten Käuflichkeit und Bestechung zum Alltag.

Hingegen ganz auf eigene Faust hat Leibniz in London versucht, den Deutschen Schloer, besagten Gehilfen des Chemikers Boyle, schriftlich anzuzapfen, um hintenherum Einzelheiten über Boyles Experimente zu erfahren. Es sollte auch hier Geld fließen, doch bei diesem Gehilfen blieb Leibniz ohne Erfolg. Schloer gab kein Laborgeheimnis preis.

Der Obermarschall hatte Audienz bei König Karl II., doch der lehnte den Friedensplan aus Mainz ebenso ab wie es sein Verbündeter, der französische König, getan hatte. Ratlos debattieren Schönborn und Leibniz, ob sie nach Paris zurückfahren oder sich besser ins schwer bedrängte Holland begeben sollen. Da trifft überraschend aus Paris der Hofmeister des Studenten Boineburg bei ihnen ein und überbringt die Nachricht, dass der Mainzer Kurfürst Johann Philipp von Schönborn gestorben ist. Damit sind nach damaliger Praxis alle Verträge gelöst und alle Aufgaben erledigt, es bleibt nur die Abreise. Für Leibniz war der Tod des Kurfürsten ein empfindlicher Verlust, auch weil er dessen Weit-

blick bewundert hatte, ebenso seine Entschlossenheit, immer den Frieden zu erhalten. Melchior Friedrich v. Schönborn trauerte um seinen Onkel, und beide wussten, dass sie vom künftigen Kurfürsten wohl nicht übernommen werden würden. Heinrich Oldenburg, der vom Aufbruch gehört hatte, wollte noch einen Besuch bei Leibniz machen, traf ihn aber nicht an und hinterliess für Huygens einen Brief und die neueste Ausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift sowie einen Abschiedsgruss. Das alles hat Leibniz noch erhalten. Ende Februar (1673) fuhren Obermarschall von Schönborn, der kurfürstliche Rat Leibniz, der Hofmeister des jungen Boineburg und die Dienerschaft wieder nach Paris.

Lebensstellung gesucht Nach der Rückkehr wurde dem nun doppelt verwaisten Leibniz deutlich, dass sein Geld zu Ende ging, obwohl er sparsam gelebt und im «wirthshauß eine mitelmäßige Kammer» genommen hatte. Etwas kühn stellte er in Mainz den Antrag, der neue Kurfürst möge ihm sein Gehalt für die vergangenen zwei Jahre nachzahlen. Das war natürlich vergebens, hatte er doch unbezahlten Urlaub genommen. Durch Schönborns Empfehlung erhielt er im Mai (1673) wenigstens die Erlaubnis, sich noch «ein weill» in Paris aufzuhalten, «ohne gefahr deß dienst», also mit der Zusage, danach zurückkehren zu können. Er versuchte, der neue Mainzer Gesandte in Paris zu werden, aber der Posten war schon vergeben. In seiner Verlegenheit bot Leibniz dem Mainzer Hof an, er könne von Paris aus als eine Art wissenschaftlicher Korrespondent tätig sein. So etwas war jedoch nicht vorgesehen, und nur ein einziges Mal durfte er für Honorar einen Bericht über den Stand der Wissenschaften in Frankreich verfassen.

Ihm blieb bloss die Hoffnung, seine Arbeit als Erzieher des Studenten Philipp Wilhelm v. Boineburg werde ihm eine Aufwandsentschädigung einbringen. Der Siebzehnjährige, nur zehn Jahre jünger als sein Lehrer, bezog im November mit Leibniz eine Wohnung in der Rue Garantière im Faubourg St. Germain, Quartier de Luxembourg. Der Mentor stellte einen Stundenplan auf, der den Studenten von morgens um sechs bis abends um zehn zur Arbeit verpflichtete. Alles wurde von der Mutter gebilligt, doch enttäuscht klagte Leibniz bald, ihr Sohn zeige keine Lust zu studieren. Es wurde eine schwierige Beziehung, der Student fühlte sich beaufsichtigt, und Leibniz sah sich überfordert. Um so erfreulicher war die Verbindung zu dessen Schwager, dem Obermar-